

NZZ-Podium vom 21. März 2013 Risikogesellschaft

Von Prof. Dr. David Gugerli

Der Text der Einladung, der Sie heute gefolgt sind, malt ein düsteres Bild, eines mit endzeitlichem Einschlag. Wohlstand und Multioptionengesellschaft könnten uns teuer zu stehen kommen, so lese ich da, weil sie mit einer Fülle von Gefahren und unerwünschten Nebenwirkungen verbunden sind. Wir wollen immer mehr, und wir bezahlen es mit bedrohlichen Zukunftsaussichten und einer unüberschaubaren Zahl von Gefahren, die uns in den atomaren, terroristischen, pandemischen und vielleicht auch spekulativen Weltuntergang führen können. Die protestantische Seele weiss jedoch, dass sie schon auf der Welt für ihre Sünden und für alles, was des Guten zu viel war, büssen muss.

Um die Risikogesellschaft soll es hier gehen. Das Wort ist ein wenig in die Jahre gekommen und geistert seit knapp drei Jahrzehnten durch die Welt. Dabei hat es ständig an Umfang und Inhalt zugenommen. Gewiss, die Rede von der Risikogesellschaft meint stets ein wenig Vorwurf und schliesst eine Portion Angst mit ein. Der Begriff hat aber auch – wie das nackte Risiko in der frühneuzeitlichen Seefahrt – eine beruhigende Wirkung, denn man kann sich für Risiken entscheiden (oder zu Hause bleiben), Risiken lassen sich einschätzen oder sogar berechnen. Insbesondere lassen sie sich auch versicherungstechnisch behandeln. Eine Risikogesellschaft ist also nicht nur eine Gesellschaft, die viele Risiken kennt und vielleicht daran zugrunde geht. Sie ist auch eine Gesellschaft, die von sich behaupten möchte, dass sie erfolgreich mit Risiken umzugehen weiss oder sich an sie gewöhnt hat. Das hat trotz allem eine tröstliche Wirkung.

Wer von Risikogesellschaft spricht, kommt um Ulrich Becks Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ nicht herum. Seine theoriegeschichtlich riskanten Thesen erhielten im Frühjahr 1986 nachhaltigen Sukturs, als sich (fast zeitgleich mit dem Erscheinen des Buchs und damit mit der Geburt des Begriffs Risikogesellschaft) im Kernkraftwerk Tschernobyl ein katastrophaler Unfall ereignete. Während zuvor manche der Meinung gewesen waren, die Kernkraft sei auf unzumutbare Weise gefährlich, hatten andere versucht, mit aufwendigen Wahrscheinlichkeitsanalysen das Risiko verschiedener atomarer Unfallszenarien hinreichend genau zu bestimmen und damit die Gefahr berechenbar zu machen. Mit Tschernobyl wurde nun beides, die Gefahr und das Risiko der Kernkrafttechnologie, auf überraschende Weise salonfähig und als das Risiko unserer Zeit im Allgemeinen dargestellt. Der Unfall schien zu Becks Darstellung wie kein anderer zu passen. Der Autor selber befand im Mai 1986, seine Darstellung habe inzwischen einen „bitteren Beigeschmack von Wahrheit erhalten“ und lese sich nach Tschernobyl „wie eine platte Beschreibung der Gegenwart.“

Nach Tschernobyl und mit Becks Buch änderte sich einiges. Wo die Gegenwart einigermaßen platt erschien, wurde zukünftiges Risiko immer plastischer, immer aufgeblähter, und es wurde allgegenwärtig, ja normal. Der gewaltige Popularitätsschub des Risikos – alle sprachen in allen möglichen Situationen von Risiken – hatte selbstredend nicht nur mit Beck und Tschernobyl, sondern auch mit vielen weiteren Ereignissen und Debatten zu tun, die alle dazu beitrugen, dass unter Risiko nicht bloss die Wahrscheinlichkeit eines Schadens zu verstehen war, sondern gleich alles miteingeschlossen wurde, was störte, was nicht funktionierte, was gefährlich war oder die Unsicherheit erhöhte. Man denke nur an das damals in ganz Europa debattierte Waldsterben oder an den zeitnahen verheerenden Unfall der Fabrik von Union Carbide in Bhopal. Auch das Gedächtnis wurde wieder aktiver und reichte von Three Mile Island über Sellafield bis nach Lucens zurück, stabilisierte die Folgen massiver DDT-Einsätze seit dem Zweiten Weltkrieg, dachte an Agent Orange in Vietnam und an Dioxin aus Seveso, erinnerte erneut an Contergan und baute das Asbestproblem in den Beipackzettel des technisch-wissenschaftlichen Wandels ein. Die Tatsache, dass 1986, das Geburtsjahr der Risikogesellschaft, mit dem Challenger-Unglück begann und mit dem Brand in Schweizerhalle endete, verlieh der Rede von der Risikogesellschaft gleichzeitig Schub und nebulöse Bedeutung.

Bis heute hat sich daran anscheinend wenig geändert. Risiko ist längst nicht mehr einfach ein Synonym für versicherungstechnisch behandelbare Unsicherheit, ein Mass für die Eintretenswahrscheinlichkeit von Schäden, für deren Möglichkeit man sich selber entschieden hat. Und *Risikogesellschaft* ist eine Veranstaltung, die auch mit den unbekanntem Folgen des wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Wandels leben muss. Unbekannte Folgen müsste man allerdings als Gefahren bezeichnen, denn bekanntlich kann niemand sagen, mit welcher Wahrscheinlichkeit etwas Unbekanntes eintreten wird. Dadurch, dass die Risikogesellschaft aber auch Gefahren als Risiken bezeichnet, nimmt sie in Kauf, dass ihr bisweilen das vernünftige Kalkül abhanden kommen muss und unklar bleiben darf, wie es zu risikoträchtigen Entscheidungen gekommen ist.

II

Mit dem schillernden Begriff „Risikogesellschaft“ geht nicht erst heute, sondern bereits bei Beck die Vorstellung einher, dass Risiken sowohl zunehmen als auch immer stärker „demokratisch“ verteilt werden. Statt Reichtum werde Risiko verteilt, hatte Beck gemeint. Das ist auf den ersten Blick vielleicht einleuchtend, gerade wenn man sich an manche Effekte der Finanzkrise erinnert. Dennoch ist darauf hinzuweisen, dass Risiken auch heute keineswegs gleichmässig verteilt sind. Man denke nur an die Folgen des Wirbelsturms Katrina, die vor allem die wirtschaftlich benachteiligten Bewohner in New Orleans zu tragen hatten, weil sie am falschen Ort gebaut hatten, die falschen Wohnungen mieten mussten oder nicht früh genug wegfahren konnten. Oder weil die

Infrastrukturpolitik der Stadtbehörden mit den möglichen Wirbelsturmrissen in Armenvierteln leichtsinniger umgegangen ist.

Demokratisierung des Risikos ist auch aus einem zweiten Grund keine brauchbare Vorstellung. Denn seit dem späten 20. Jahrhundert lässt sich ein zunehmendes Auseinanderdriften beobachten zwischen den Trägern von risikoreichen Entscheidungen (meistens sind das Organisationen) und denjenigen, die nur die positiven und negativen Folgen dieser Entscheidung, nicht aber die Entscheidung selber mitzutragen haben.

Und drittens sind die von Beck besonders prominent dargestellten Risiken gar nicht so leicht zu behandeln, weil sie schwierig zu verstehen sind. Sie entziehen sich deshalb immer wieder auch bewährten Risikoverteilungstechniken, also der Versicherung und Rückversicherung.

Dass ausgerechnet Risikospezialisten mit den Eigenheiten der Risikogesellschaft zu kämpfen hatten, lässt sich historisch mit einer grundlegenden Veränderung der Quellen der Gewissheit in Verbindung bringen. Bei vielen Folgekosten des wissenschaftlich-technischen Wandels blieben die Kausalitäten oft über längere Zeit unklar. Der Contergan-Skandal ist dafür ein gutes Beispiel. Die auffällige, aber unerklärliche Häufung von Missbildungen bei Neugeborenen wurden im Deutschen Bundestag erstmals 1958 diskutiert. Die Missbildungen wurden zunächst als mögliche Auswirkung von Atombombentests gedeutet, wohl nicht zuletzt deshalb, weil der Zusammenhang zwischen Strahlung und Missbildung ein damals bekanntes Phänomen war. Die Vermutung, dass die Einnahme eines Medikaments gegen Schwangerschaftsbeschwerden für die Missbildungen ursächlich war, liess sich zunächst weder begründen noch statistisch erhärten. Es fehlte an langfristigen Erfahrungswerten zur Beurteilung der Kausalität. Die brisante Frage, wer für die Haftung für die folgenschwere Einnahme von Contergan (Thalidomid) gegen Schwangerschaftsbeschwerden verantwortlich gemacht werden konnte, wurde erst 1970 und nur entschädigungstechnisch geklärt, nach einem fast zehnjährigen Prozess gegen die Herstellerfirma des Medikaments. Damit war aber bloss ein Fall von vielen geklärt, bei denen stabile Quellen der Gewissheit zu einer schnellen Beurteilung der Kausalität geführt hätten.

Gegen Ende der 1960er Jahre stieg die Zahl der Fälle, in denen wissenschaftlich-technischer Wandel zu unerwünschten Nebenwirkungen führte, ohne dass es dafür geeignete Beobachtungs- und Berechnungsgrundlagen gab. Was zuvor als unproblematisch, ja fortschrittlich gegolten hatte, wurde immer öfter mit einem Generalverdacht belegt. Bisweilen musste man sogar einsehen, dass ausgerechnet eine Methode zur Risikominimierung dazu geführt haben mochte, dass das Risiko zunahm. Lösung und Problem waren verkehrt, zum Beispiel beim Einsatz von DDT zur flächendeckenden Malariabekämpfung, bei massiven Cortisonbehandlungen von Hautkrankheiten, bei Bestrahlungstherapien oder beim Einsatz von Antibiotika. Die

Verwandlung der für Wärmedämmung einsetzbaren Wunderfaser Asbest in ein gravierendes Gesundheits- und Entsorgungsproblem folgte etwas später. In all diesen Fällen hatte die Anwendung neuer Produkte zu Gefährdungen geführt, mit denen sich nicht rechnen liess und für die es keine Möglichkeit der kalkulatorischen Transformation in Risiken gab.

III

Wir beginnen also zu verstehen, warum ausgerechnet eine Branche, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Herstellung und Systematisierung von Wissensbeständen über Risikoverhältnisse in Wirtschaft und Gesellschaft beschäftigt war, genau in dem Moment in eine Krise geraten ist, als Soziologen einen Übergang von der Industriegesellschaft zur Risikogesellschaft beobachten zu können glaubten. Selbst wissensökonomisch und risikotechnisch erfahrene Unternehmen hatten in der Risikogesellschaft mit grossen Herausforderungen und neuartigen Risiken zu kämpfen. Man stand vor dem Phänomen, dass mehrere Entwicklungstrends mit unterschiedlichen Ursachen eine negative Auswirkung für das Geschäft zeitigten. Prominente Vertreter der Branche wiesen darauf hin, dass sie nicht mehr mit dem technischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel mithalten könnten, weil der Wandel dazu führe, dass es für die anstehenden Beurteilungsprozesse keine robusten Erfahrungswerte gebe. Wenn man sich mit den möglichen Forderungen der nächsten zehn Jahre beschäftigen wolle, dann reiche es bei weitem nicht, einfach die grossen Desaster der letzten hundert Jahre aufzuzeichnen. Das bedeutete im Klartext, dass die Zukunft nicht mehr dort eintraf, wo man sie aufgrund der gegenwärtigen Einschätzung vergangener Erfahrungen erwarten konnte.

Die Branche setzte deshalb in den 1970er und 1980er Jahren auf eine firmenübergreifende Forschung zu Fragen der Versicherungswirtschaft und ihrer Konjunkturen. Hier verstärkte sie insbesondere die Zusammenarbeit mit den Universitäten und begann, eigene Zeitschriften mit wissenschaftlichem Anspruch herauszugeben. Man kann von einer eigentlichen Akademisierung des Versicherungswesens sprechen.

Zweitens rekrutierten Versicherungsgesellschaften vermehrt Mathematiker, Naturwissenschaftler und Ingenieure. Sie steigerten also ihre analytische Kapazität und begannen sich selber als einen Wirtschaftszweig von Experten zu verstehen, die im interdisziplinären Teamwork versicherungstechnische Fragen studierten, Risikomanagement bei Kunden betrieben und ihre eigenen *underwriter* beraten konnten.

Drittens versuchten vor allem die Rückversicherer, ihr Geschäft noch stärker als ein Portfoliomanagement in dem Sinne zu verstehen, dass Risiken *und* Anlagen je ausgewogen strukturiert und auch gegeneinander ausgeglichen sein sollten. Dabei entdeckte man in den 1990er Jahren die Möglichkeit, mit *insurance-linked securities*

einen Teil der gezeichneten Risiken über Finanzmärkte abzusichern und gleichzeitig die eigene Anlagestrategie mit Finanzmarktprodukten zu verfolgen. In beiden Fällen wurde es üblich – wie bei der Einschätzung von Naturkatastrophen –, mit Modellen und Szenarien zu arbeiten, also neue, rechnergestützte Beurteilungsinstrumente zu verwenden.

IV

Der qualitative Wandel der Risiken, wie er Ende der 1960er Jahre festgestellt wurde, führte offenbar zu einem langfristigen und nachhaltigen Strategiewechsel in der Herstellung, der Formatierung und der Organisation von Wissen, mit dem man Risiken zu behandeln können glaubte. Dabei fällt auf, dass der Zusammenhang von Portfoliobewirtschaftung, rechnergestützten Beurteilungsinstrumenten, kompensatorischen Absicherungsstrategien und neuen Entscheidungsverfahren in Organisationen sukzessive verstärkt wurde.

Aber genau diese enge Verzahnung von verfeinerter Risikomodellierung und riskantem Beurteilungswissen in der Versicherungsindustrie zählt zu dem, was man auch als Risiko der Risikogesellschaft im Allgemeinen bezeichnen kann. Was in der Welt der Versicherer die zunehmend formalisierten Beurteilungsprothesen waren, nannte man beim Fernsehen die Einschaltquoten, im akademischen Feld die bibliometrischen Rankings, in der Regierungsarbeit die Monitoring-Programme und in den Unternehmen die Ratings spezialisierter Agenturen. Wo man auch hinschaut – seit den 1990er Jahren wimmelt die Welt von Indikatoren, die eine Ersatzgewissheit für schwierig gewordene Beurteilungsaufgaben bieten. Die Infrastrukturen und Prozeduren des Wissens, die die Wissensgesellschaft zur Behandlung ihrer vom wissenschaftlich-technischen Wandel mitverursachten Risiken entwickeln musste, erweisen sich bei näherer Betrachtung jedoch als eigenständige Quelle neuartiger Risiken.

Das Problem der Risikobehandlung in der Wissensgesellschaft besteht also darin, dass man es mit Indices zu tun hat, die man im Handumdrehen für die Sache selber hält. Das zeigt im Übrigen auch ein Blick in die gegenwärtige Politlandschaft, die damit beschäftigt ist, eine ganze Reihe von Ersatzproblemen zu diskutieren. Statt des akuten Humankapitaldefizits der Schweiz debattiert man über neue Runden der Verschärfung des Asylrechts, statt der verlorenen *lingua franca* die Frage nach der Rolle des Schweizerdeutschen im Kindergarten-, und statt der Asymmetrien von Anreizstrukturen den Exzess der Bonussysteme. Die Risikogesellschaft ist also auch eine Gesellschaft, die sich selber darüber zu täuschen vermag, worin ihre eigentlichen Probleme bestehen, und sie deshalb gar nicht angemessen behandeln kann.